

Weder Fisch noch Vogel

Autor(en): **Zeltner, Eva**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **62 (1991)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

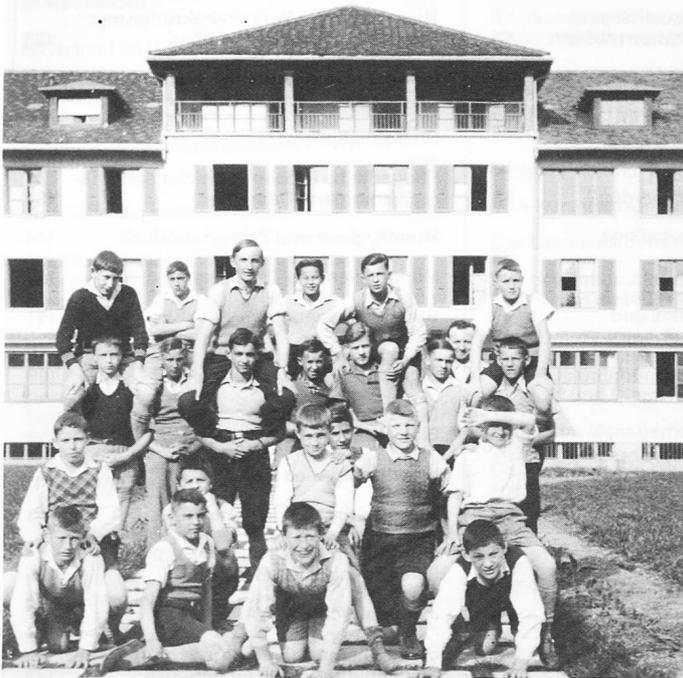
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weder Fisch noch Vogel

Eva Zeltner



Gruppen vor dem Hauptgebäude in Albisbrunn.

Kind in einem Heim – und doch kein Heimkind.

Meine Kindheit in diesem Erziehungsheim – von den Heimbuben «grüne Hölle am Albis» genannt – glich einem ständigen Weder-Fisch-noch-Vogel-Sein. Weder kam ich in den Genuss eines normalen – aber was ist das schon? – Familienlebens, noch wurde ich von den Jungen als ihresgleichen akzeptiert. Erstens war ich kein Knabe, und zweitens, bei aller Vertrautheit im täglichen Umgang mit ihnen, die Tochter des Heimleiters. Ich suchte mich wohl von klein auf mit den Buben zu identifizieren, blieb aber, allen Bemühungen zum Trotz, ein Mädchen. Nie errang ich den ersehnten Status des «echten» Heimkinds.

Doch auch ein «Nichtheimkind», das im Erziehungsheim aufwächst, wird in seinem Verhalten bis in sein zukünftiges Leben geprägt.

Erzieherkinder haben ständig Einblick in das Tun ihrer Eltern. Viele von ihnen bleiben lebenslang im Netz der Sozialarbeit hängen, leiten später selber Heime. Andere lehnen das berufliche Engagement ihrer Eltern noch nach Jahren ab.

Auch ich ärgerte mich häufig darüber, mit der Heimjugend gleichgeschaltet zu werden: Seiteneingang benützen, Hausschuhe tragen, nicht lärmern in den Gängen, Pünktlichkeit beim Essen, immer neue Bezugspersonen und eine Anzahl Mitarbeiter, die den Eltern meine Unbotmässigkeiten und Missgeschicke meldeten, oft mit leiser Genugtuung, wie ich zu spüren vermeinte.

So versuchte ich einmal, zwischen Sliprand und Beinen durchzupissen, mein Bedürfnis gleichsam «bubenlike» zu verrichten.

Stolz über mein Gelingen, fühlte ich mich einen Schritt weiter auf dem beschwerlichen Weg zum Bubensein. Aber am Abend wuss-

ten die Eltern bereits, dass ich in aller Öffentlichkeit – es hätte ja ein Junge zuschauen können, tz, tz, tz – im Stehen unter dem Kleid hervorgemacht hatte.

Seltsam ist, dass meine negativen Kindheitserlebnisse an Intensität die Vielzahl der glücklichen überwiegen – wo es doch immer heisst, der Erwachsene idealisiere seine Kindheit. Haftet emotional stark Getöntes besser im Gedächtnis? Sind Enttäuschungen und Ängste stärkere Affekte als Freude?

Wie dem auch sei, an einem andern denkwürdigen Tag, einem 6. Dezember, ich war noch sehr klein damals, brach meine Mutter in einen nahegelegenen Weiler auf, um eine Familie zu besuchen, deren Vater gestorben war. Unter dem Spielzeug für die Kinder befand sich auch eines von mir. Eins meiner liebsten: ein kleiner Brunnen, der durch ein Schöpfrad einen winzigen Kessel mit Wasser füllen konnte. Er war rot. Meine damalige Lieblingsfarbe.

Der Brunnen war, weil er noch ungebraucht aussah, ohne mein Einverständnis unter die Geschenke geraten. Um das Mass vollzumachen, zog mich die Mutter auf dem Schlitten mit. Als frustrierte Vierjährige benahm ich mich dann offenbar in jener Familie schrecklich, fing Streit mit den Kindern an, kurz, ich wirkte wie der Prototyp eines unausstehlichen, verwöhnten Einzelkinds. Das aber wollte meine Mutter mit Nachdruck verhindern. Zuhause steckte sie mich deshalb gleich ins Bett. Ich hatte auf dem ganzen Rückweg geschrien und gezwängt. Von der gemeinsamen Klausurfeier wurde ich ferngehalten. Bekam als Geschenk und Denkkettel eine nackte Rute.

Meine Eltern versicherten mir später, ich hätte doch Nüsse und Mandarinen erhalten. Die aber waren aus meinem Gedächtnis weggetilgt.

Das ständige Zum-Teilen-angehalten-Werden überschattete meine Kindheit im Heim. In andern Familien und in der Schule wurde nicht so darauf geachtet, dass alle stets alles mit allen teilten.

Ich *musste* teilen: Von der Tafel Schokolade über die Spielsachen (die Allgemeingut waren und von andern auch beschädigt, aber nicht ersetzt wurden) bis zur Arbeit, der Freizeit, selbst den Bezugspersonen, denn auch die Heimkinder hatten kein Anrecht auf ungeteilte Aufmerksamkeit.

Stellmesser und Siebenschläfer, Eva Zeltner, Zytglogge Verlag, Bern.

Auf diesem Gebiet war ich zwar den Heimknaben gegenüber bevorzugt, was sie mir auch neidvoll zum Vorwurf machten. Manchmal bewirkte die Zuwendung meiner Eltern in mir eine Art schlechtes Gewissen. Ich stand dann allein in einem Zwischenland. Und nur ich erlebte diesen Zwiespalt.

Auf der einen Seite war unser Privatleben, das sich doch ziemlich öffentlich abspielte, und daneben die zu kurz gekommenen Gleichaltrigen, denen auch eine gute Heimerziehung familiäre Geborgenheit nicht ersetzen konnte.